

Lebendige Tabernakel: Predigt zum Patrozinium

Pfarrer Dominik Loy, Augsburg

Liebe Mitbrüder, liebe Schwestern und Brüder im Herrn.

Als Heiner Koch Erzbischof von Berlin wurde, da wurde er Bischof einer Diözese, die er nicht kannte. So machte er sich auf den Weg Pfarrei um Pfarrei zu besuchen, um die Menschen seiner Diözese kennenzulernen. In einer Pfarrei, da nahm ihn der Pfarrer auf die Seite und sagte zu ihm: „Herr Erzbischof, gehen Sie mal zu der und der Familie. Das wäre wichtig, die haben es schwer.“ Einige Tage später war er bei dieser Familie. Sie hatten mehrere Kinder und das älteste kam mit einem mit einer Schädigung des Gehirns auf die Welt. Die Ärzte hatten gesagt, es habe bestenfalls hat es ein paar Tage zu leben. Mittlerweile war das Mädchen 13 Jahre alt.

Der Bischof trat in das Zimmer dieses Kindes, es lag im Krankenbett, scheinbar schlafend. Infusionen, Geräte. Er setzte sich neben das Mädchen. Es war nicht ansprechbar. Der Bischof war verunsichert, wusste nicht, was zu tun ist, und weil er es nicht besser wusste, begann er einfach von sich zu erzählen, obwohl er wusste, dass das auch irgendwie komisch ist. Er nahm irgendwann die Hand des Mädchens und streichelte sie, und kam sich so hilflos vor, der große Erzbischof.

Nach einer Zeit stand er auf und er ging aus dem Zimmer hinaus. In der Tür standen die Eltern des Mädchens. Der Bischof sagte ihnen: „Es ist ein schwerer Weg, den Sie gehen.“ Und die Mutter antwortete: „Ja, das ist wahr, aber der liebe Gott geht mit.“ Und der Vater zeigte auf das Zimmer, in dem seine Tochter liegt, seit Jahren krank, nicht ansprechbar: „Das ist unsere Kapelle.“ Und die Mutter deutet auf ihre Tochter und sagt: „Und sie ist unser Tabernakel. In ihr wohnt Gott.“¹

Um Christus zu finden, liebe Schwester, liebe Brüder, feiern wir Gottesdienst, – um *ihm* zu begegnen. Das tun wir jeden Tag, auch in dieser Kirche, jeden Tag, und das ist gut so. Aber wenn der Herr sagt – und wir kennen dieses Wort gut –, „was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40), dann heißt das doch, dass wir Gott auch in dem Geringsten der Brüder und Schwestern finden. Und dass wenn wir ihnen Dienst tun, dass das auch eine Art von Gottesdienst ist. Dass es Gottesdienst ist, wenn wir für die Schwachen und die Armen und die Kranken, für die Abgehängten und für die Verzweifelten da sind. Der Dienst an ihnen muss doch dann auch Gottesdienst sein. Warum aber feiern wir diesen Gottesdienst nicht jeden Tag? Warum ist er uns nicht so selbstverständlich wie hier den Gottesdienst zu feiern? Und warum ist er uns oft nicht genauso viel wert? Wenn Dienst am Geringsten Gottesdienst ist, warum sind dann noch Menschen in Seniorenheimen einsam? Warum sterben Menschen allein? Warum bleiben Menschen immer noch ungetröstet? Warum gibt es auch in unserem Land Menschen, die hungern und die ohne Dach sind?

Was hält uns denn ab, liebe Schwestern und Brüder? Was hält uns denn ab für die Armen da zu sein? Kennen wir etwa keine, wissen wir um niemanden, für den wir da sein können? Und wenn wir keinen kennen, warum kennen wir sie nicht? Wissen wir, wo Christus in unserer Stadt, in unserer Heimat, in den Armen auf uns wartet? Kennen wir die Altersheime, die Wai-

¹ Vgl. Heiner Koch: Zu Gott um's Eck. Wie Kirche zu den Menschen kommt, Gütersloh 2019, S. 68 f.

senhäuser, die Suppenküchen unserer Stadt, die Stationen des Krankenhauses und des Hospizes?

Ganz unweit von hier – ein Steinwurf eigentlich am Fuß des Hügels, auf dem die Basilika steht – ist auch so ein Ort. Ein Ort, zu dem jeden Tag Menschen kommen, weil sie sich Nahrungsmittel nicht leisten können. Nahrungsmittel! Das, was man zum Leben braucht. Sie stehen da unten bei der Tafel und bekommen jeden Tag Hilfe im Schatten der Basilika. Kennen wir *einen* dieser Menschen? Kennen wir *einen* dieser Menschen, in denen Christus lebt? Oder kennen wir nur die vergoldeten und die gemauerten Tabernakel?

Jetzt mag einer sagen, liebe Schwestern und Brüder: „Aber mir fehlt doch der Auftrag. Das ist doch gar nicht meine Zuständigkeit. Das ist doch gar nicht meine Sache, gar nicht meine Profession, ich kann das professionell gar nicht machen. Da muss Pfarrer Rauch kommen, der muss sich kümmern um diese Menschen. Da muss der Gemeindereferent Martin Zeller kommen, der muss das anpacken oder sonst irgendjemand. Da muss die Caritas kommen, die sollen sich sorgen!“ Aber liebe Schwestern und Brüder, der Herr hat uns aufgetragen, einander zu lieben, und um zu lieben, da braucht es keine Profession, da braucht es keinen Auftrag. Und um zu lieben, da braucht es nichts, nichts, liebe Schwestern und Brüder, außer uns. Um dem anderen Menschen eine Schwester oder ein Bruder zu sein, dazu braucht es wirklich keine Ausbildung und kein Studium.

Ein anderer mag vielleicht einwenden, liebe Schwestern und Brüder: „Ja, das hier ist eben unser Gottesdienst hier in der Basilika, die Liturgie. *Hier* begegne ich doch Christus!“ Aber der Unterschied zwischen den Tabernakeln dieser Kirche und den lebendigen Tabernakel der leidenden Menschen ist der, dass der Christus *hier* warten kann. Er kann warten auf uns. Aber der Christus im todkranken Menschen oder im Verlassenen, er kann nicht warten. Wir können einen Menschen nicht einfach so stehen lassen. Da gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich bin ihm ein Bruder, eine Schwester und helfe, so wie ich es eben kann und weiß, oder ich gehe an ihm vorüber. Aber was bedeutet das, wenn Christen an Christus vorbeigehen?

Das Evangelium von heute (Joh 12,24-26) entlarvt uns. Der Herr sagt da: „Wo ich bin, da wird auch mein Diener sein.“ (Joh 12,26) Ja, der Herr ist hier im Tabernakel und wir, wir sind hier. Aber sind wir auch beim Christus in den Armen oder gehen wir an ihnen vorüber? Und was soll das eigentlich für uns heißen: Dienen, Gott dienen, wie und was sollen wir dienen? „Zu lieben ist unsere einzige Aufgabe“, hat Madeleine Delbrêl (1904–1964) einmal gesagt angesichts des Elends um sie herum: Zu lieben, das ist unsere einzige Aufgabe. Das, liebe Schwestern und Brüder, wäre ein Wort für unsere Zeit.

Die Figur des heiligen Lorenz hier in der Kirche, diese wunderbare Figur von Maria Brateanu, sie will uns mahnen und erinnern zu tun, tun und tun, was der heilige Laurentius getan hat: zu lieben! Denn zu lieben ist unsere einzige Aufgabe.

Nicht nur den sakramentalen Herrn zu lieben, nicht nur den Christus unserer Hymnen und Gesänge, nicht nur den Christus der stillen Innerlichkeit und der hohen Feiertage, sondern Christus zu lieben im angstvollen Blick eines Sterbenden, in den weinenden Augen eines Kindes und im verzweifelten Schauen eines Fabrikarbeiters, der nicht weiß, wovon er die Schulhefte seiner Kinder bezahlen soll.

Wo diese Menschen sind, da stehen unsere Kapellen, sie sind unsere Tabernakel, in ihnen wohnt Gott. Amen.